

(Nachdruck verboten.)

20]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Von der Galerie herab ertönten plötzlich Fanfaren. Das Publikum nahm nun eiligst Platz. Wolf hatte nur einen Stuhl gefunden, den er ans Ende der Reihe stellte. Auf diesen mußte Grabaus sich setzen. So war er ganz in Marie Luise's Nähe, nur vier Leute trennten sie und ihn, und doch konnte er sie nicht sehen. Und während die schmetternden Klänge gleich feurig sich aufbäumenden Bogen gegen die Marmorwände brandeten, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz. Ihm schien, als sei sie ihm ganz entrückt, unerreichbar für jetzt und alle Ewigkeit, als ständen überall die Menschen, deren stolze Namen er vorhin gehört, die ihrem, nicht seinem Kreis angehörten, wie ein feindliches Bollwerk zwischen ihr und ihm. Was war er? Was konnte er werden? Bei allem Glück, wenn die Zukunft ihm noch so held war! Sein Name konnte Glanz gewinnen. Den Ruhm eines hervorragenden Gelehrten vermochte er zu erringen. Dann würde sie mit Achtung von ihm sprechen. Seine Bücher würden ihr vielleicht Interesse einflößen, doch immer blieb die Klust unüberwindlich bestehen. Immer war er der Mensch aus einer anderen Welt.

Der letzte schmetternde Ton war verklungen, wie der letzte glühende Sonnenstrahl plötzlich erlischt. Nun wurde es ganz still. Nur das leise Surren einer elektrischen Lampe war hörbar, und dann und wann das Räden eines Stuhles. Lange Minuten währte diese Stille, wurde tiefer und tiefer. Von den marmornen Säulen, den schneeweißen Wänden, aus der hohen Kuppel ergossen sich Ströme andachtsvoller Schauer, ganz von selbst wandelte die profane Halle sich in eine Kirche.

Da erklang Beethovens: „die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“

In gewaltiger Fülle und doch in bebender Scheu, in kraftvollem Jubel und zart zugleich wie erstes Frühlicht schwebten die Männerstimmen dahin, den weiten Raum erfüllend mit einer einzigen Woge von Licht und Sieg und Freude.

Und Grabaus eben noch verzagtes Herz flog empor, wie mitgerissen von diesen schwingenden Tönen. Ihm schien der jubelnde Chor Preis und Ehre Marie Luise's zu verkünden. Möchte sie in unerreichbaren Fernen über ihm schweben, war es nicht Glücks genug, sie nur zu kennen und zu ihr aufzuschauen wie zu einem strahlenden Stern?

Sehr lange dauerten die Vorträge, viel zu lange, als daß die andächtige Stimmung, den Großstädtern ohnehin so ungewohnt, hätte stand halten können. Als immer neue Kantaten und Hymnen angestimmt wurden, da blickte manch einer feujend auf das Programm, und manche Dame drehte sich unlustig auf ihrem Stuhl, in dem Gedanken, daß sie doch nicht diesem ehrwürdigen Männerchor zuliebe für zehntausend Mark Brillanten angelegt hätte.

Das Auftreten einer Solistin wirkte wie Erlösung. Mit rauschendem Beifall wurden ihre Vorträge aufgenommen. Aber es entsprach doch der allgemeinen Stimmung, als am Ende ein Herr zu seinem Nachbar äußerte: „Matschen Sie nur nicht zu viel, sonst gibt sie noch was zu.“

Natürlich gab sie noch etwas zu. Auch das wurde mit Anstand angehört. Als dann aber der letzte Ton verklungen war, entstand eine förmliche Flucht in den Nebensaal, wo die Büffets aufgestellt waren.

Die Gesellschaft um Marie Luise nahm an einem von Gebhard reservierten Tisch Platz. Ein Kellner brachte Sekt und kalte Sachen. Neben Marie Luise saß ein schöner, alter General, der von der großen Vergangenheit schwärmte, als Bismarck noch im Reichstag gesprochen hatte. Ein junger, blasser Graf, mit mädchenhaften Zügen und dünner Stimme erklärte die ganze Architektur für verfehlt. Diese Verschwendung von Marmor, diese kolossalen dorischen Säulen paßten für Leute in bunten, dekorativen Kostümen, aber nicht für moderne Menschen.

Wolf, der noch immer unruhig nach Maggie ausspähte, führte eine etwas mühsame Unterhaltung mit einem jungen Mädchen aus Potsdam.

„Ich war heute den ganzen Tag in Potsdam, gnädiges Fräulein,“ erzählte er.

„In Potsdam —“ erwiderte die junge Dame
„Ich habe die Parks durchstreift. Das heißt, in den Schlössern war ich natürlich auch. Am besten hat mir doch Sanssouci gefallen.“

„Sanssouci —“ erwiderte die junge Dame.
„Dort ist wirklich alles noch in seiner Ursprünglichkeit erhalten. Man fühlt sich förmlich angeweht vom Geist des alten Fritz.“

„Der alte — Friedrich der Große!“ erwiderte die junge Dame.

„Gnädiges Fräulein kennen natürlich Sanssouci?“
„Sanssouci — ja — von außen. Ich war mit Mama im Neuen Palais.“

Die Mama, eine alte, dicke, kleine Erzellenz mit viel falschem weißen Haar unterhielt sich desto lebhafter mit Grabaus. Nachdem sie sich genau erkundigt hatte, wer und woher er sei, jagte sie:

„Ich muß mich doch sehr wundern, wie falsch man von den Zeitungen unterrichtet wird. Da liest man, daß die Herren im Reichstag sich immer streiten und verschiedener Meinung sind. Aber von ihrem schönen Männerchor hat noch nie etwas drin gestanden. Es hat mich wirklich sehr gefreut, wie sie da alle so einträchtig miteinander sangen.“

Von ihrer Meinung, daß der Männerchor aus Reichstagsmitgliedern zusammengesetzt sei, war die alte Dame nicht leicht abzubringen, und Grabaus ließ sie auch dabei. Was er sprach und hörte, das sprach sein Mund und hörte sein Ohr, er aber, der lebendige Mensch, war ganz von der Nähe Marie Luise's erfüllt. Er sah sie nicht an, nur in langen Zwischenräumen warf er einen flüchtigen Blick nach ihr, aber sein Herz sog sich von ihr voll, als strömte mit jedem Atemzuge ein Hauch von ihr in sein Inneres. Einmal sprach sie über den ganzen Tisch herüber mit ihm, fragte, ob die Stimmen nicht wunderschön geklungen hätten? Und nun tönten ihre Worte immer in ihm fort. Ob die Stimmen wunderschön geklungen hätten? Ach, was wußte er noch vom Gesang?! Ihre Stimme klang schön, ihr Auge war lieb und gut, alles erhellend und alles verdunkelnd wie die Sonne selbst.

Draußen in der Wandelhalle ertönten Walzerklänge. Die Tische leerten sich. Auch Marie Luise erhob sich, am Arm des schönen, alten Generals, der die Fußspitzen immer zuerst auf den Boden setzend, mit seinen steifen Beinen jugendlich und behend daherschritt wie ein Militärpferd, wenn es den Parade-marsch hört. Die kleine, dicke Erzellenz wandte sich an Grabaus und sagte:

„Nun müssen Sie mir ein bißchen die Berühmtheiten zeigen, Herr Doktor. Berühmte Leute interessieren mich sehr.“

„O Gott,“ erwiderte dieser, „verzeihen Sie, Erzellenz, ich kenne keine Berühmtheiten. Ich kenne hier überhaupt kaum zwei, drei Menschen. Aber mein Freund kann Ihnen dienen.“

Kurz entschlossen ergriff er den Maler beim Arm, stellte ihn vor und erklärte ihm den Wunsch der Erzellenz.

Dienstfertig und beglückt reichte Gebhard der kleinen Dame seinen Arm.

Als Grabaus in die Halle trat, stieß Wolf ihn in die Seite.

„Schon elf! Und ich habe sie noch immer nicht gesehen!“ flüsterte er in verzweifeltstem Ton. Dann schielte er mit viel-sagender Miene auf seine Nachbarin, die mit dem ausdruckslosen Gesicht eines wohlherzogenen Mädchens neben ihm herschritt.

Grabaus stand hinter einer Säule, und während bald nah, bald fern das türkisfarbene Kleid Marie Luise's auftauchte, das einzige von diesem Farbenton in der ganzen bunten Menge, war ihm ganz so zumut, wie er es sich gedacht: sehnsuchtsverzehrt, dem Weinen nah und doch beglückt. Er war überzeugt, daß es so bis zum Schluß des Festes bleiben würde. Wie sollte sie in diesem Trubel Zeit gerade für ihn haben? Als er sie dann aber in einer kleinen Gruppe an der Seite ihres Gatten sah, als er bemerkte, wie sie einem Offizier, der sie um einen Tanz bat, diesen abschlug, da drängte er sich durch das Gewühl zu ihr hin, und ihm war zumut, wie einem Menschen, der in ein brennendes Haus stürzt, um, koste es, was es wolle, sein Liebstes dort herauszuholen.

Sobald der Major seiner gewahr wurde, streckte er ihm freundlich die Hand hin.

„Wir haben immer nach Ihnen ausgeschaut, Herr Doktor. Nun ist bald Mitternacht und kaum, daß man miteinander gesprochen hat. Dabei hat mir meine Frau den ganzen Tag in den Ohren gelegen, wie viel Dank wir Ihnen schuldig sind. Nun, Kind, entledige Dich Deiner Pflicht. Aber mach es nur nicht wie so manches Mal, daß Du Dich dann nicht das Rechte zu sagen getraust.“

„Ich glaube, Herr Doktor Grabaus weiß ganz gut, was ich ihm sagen will,“ erwiderte Marie Luise, „und daß sich das nicht sagen läßt, wenn einen jeden Augenblick gleichgültige Menschen unterbrechen. Aber kommen Sie, setzen wir uns.“

Sie ging voran zu einem Stuhl und setzte sich.

„Gnädige Frau, ich bitte Sie, sagen Sie nichts von Dank. Wofür denn Dank?“

„O doch, wir sind tief in Ihrer Schuld. Und ich besonders. Sie haben mir einfach meinen Bruder wieder geschenkt.“

„Aber was habe ich dazu getan? Ihm Dinge gesagt, die er selbst längst gefühlt hatte. Auch ohne mich wäre es so gekommen.“

„Aber wir alle haben auf ihn eingeredet. Uns hat er nicht geglaubt. Mir, seiner Schwester, hat er vor einem Jahre beinahe die Tür gewiesen.“

„Damals war es eben noch zu früh.“

„Vielleicht, ja. — Aber Sie glauben nicht, wie ich mich um ihn geängstigt habe. Wohl ganz verkehrter Weise. Aber man ist so. Wir Frauen, glaub ich, sind besonders so. Was uns groß und nachahmenswert bei anderen erscheint, setzt uns in Angst, wenn es Menschen tun, die wir lieb haben, und für die wir uns verantwortlich fühlen.“

„Aber Sie haben sich wirklich umsonst geängstigt, gnädige Frau.“

„Das sage ich mir ja auch. Jetzt, wo er sich zurückgefunden hat. Aber wenn ich denke, er hätte sich zeit lebens in diesem Elend begraben —“

„Das ist es eben — zeit lebens!“ erwiderte Grabaus lebhaft. „So ist es immer, wenn Menschen etwas Außergewöhnliches tun. Dann kommen immer die Furchtsamen und sagen: „Noch mag das ja nicht schlimm sein, aber was soll draus werden, wenn es so weiter geht?“ Doch da liegt eben das Geheimnis. Es geht niemals immer so weiter. Ueber kurz oder lang kommt von selbst die Reaktion. Die Natur strebt durch Kontraste zur Harmonie. Und wenn das Handeln eines Menschen nur aus gesunden Instinkten entspringt, dann sollten wir ihm seine Einseitigkeit und Maßlosigkeit gern verzeihen. Aber wir, die wir uns für irgend einen Menschen verantwortlich fühlen, sind immer froh, wenn er nur hübsch auf dem rechten Weg bleibt, nirgendwo anstößt, nie sich verliert. Und doch wissen wir alle, diese Normalmenschen sind immer Nachahmer gewesen und haben nie etwas Tüchtiges geleistet.“

Gebhard stand hinter ihnen.

„Was für ein ernsthaftes Ballgespräch!“

Etwas nervös und ungeduldig wandte Marie Luise sich um.

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich unterbrach.“

„Bitte.“

„Ich bin nämlich baß erstaunt, meinen Freund noch in Berlin zu sehen.“

„Ich soll morgen einen Vortrag halten,“ erklärte Grabaus.

„O — also die Wissenschaft hat Dich gehalten!“

„Wer ist eigentlich die hübsche Dame, mit der mein Bruder kanzt?“ wandte Marie Luise sich an Grabaus.

„Die Dame dort — Ah, das ist ja Fräulein Thön, eine Schauspielerin vom deutschen Theater. Ihr Herr Bruder hat sie durch mich kennen gelernt, und ich wieder durch diesen Herrn.“

Mit großen Augen sah jetzt auch der Maler auf die beiden, die, strahlend und ganz mit sich beschäftigt, ohne jemand anders zu sehen, schnell immer näher kamen.

„Wahrhaftig ja — Fräulein Thön. — Aber Verzeihung, meine Gnädigste — ich seh da plötzlich —“

Gebhard machte eine tiefe Verbeugung und verschwand mit eben noch schiedlicher Eile. Etwas schadenfroh schaute Grabaus ihm nach. Wolf und Maggie aber walzten arglos vorüber, mit roten Wangen, glänzenden Augen und bis über die Ohren verliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den letzten Tagen der „heiligen Stadt“.

In dieser Woche richteten sich die Augen des Proletariats auf Köln, der Stadt der Kirchen und Kapellen, wie das Mittelalter sie nannte. Noch heute kann man sie mit einem gewissen Zug so bezeichnen. Von dem revolutionären Geist, der auf der Peripherie der rheinischen Metropole mächtige Industriezentren entstehen, vollreiche Arbeiterstädte emporwachsen ließ, ist in die engen, winkligen und krummen Gassen ihrer Altstadt bislang wenig einge drungen. Entgegen dem rasch vorwärtseilenden Leben der Vororte ist sie ein Hauptstützpunkt jener konservativen Reaktion, die getreu ihrer Vergangenheit den großen Kampf der Arbeiterklasse ebenso tüchtig beschadet, wie sie einst die Todfeindin aller manufakturellen und kapitalistischen Entwicklung war.

Hundertfünfzig Jahre hindurch hatte der Kölner Bischofsstuhl als Sinekure für die Prinzen des bayerischen Herrscherhauses gedient. Es entsprach dem sinkenden Wert der feudalen Naturalrente, wenn mit Beginnender Geldwirtschaft mehrere Pfünden und Sike in einer Hand zusammengefaßt wurden. So hatte Joseph Clemens, seit 1688 Erzbischof von Köln, mit dem Erzstift die Bistümer Trier, Hildesheim, Regensburg und Freising verbunden und die Einkünfte, die der Kurhut ihm bescherte, wesentlich vermehrt. Noch besser verstand dies sein Nachfolger Clemens August, der letzte Regent des Hauses Wittelsbach auf dem Kurstuhle zu Köln. Er war nicht nur reichdotierter Großmeister des Deutschen Ordens, unter seinem Kriminallab standen schließlich neben Köln die Bistümer Regensburg, Baderborn, Hildesheim, Osnabrück sowie das Fürstbistum Münster. Mit was für Mitteln man solche Einkommensaufbesserungen zuwege zu bringen pflegte, zeigt die nachmalige „Wahl“ des österreichischen Prinzen Max Franz zum Koadjutor von Köln und Münster. Von den Domherren der österreichischen Partei erhielt jeder 8000, von den Prälaten jeder 10 000 und jeder der Domdechanten 12 000 Taler nebst anderen Geschenken an goldenen Uhren, Dosen und dergleichen, wovon die für die Domprälaten bestimmten mit Edelsteinen besetzt waren. Das „Geschäft“ besorgte der Jude Simon Varuch aus Bonn. Was wunder, wenn da mitunter auch den heiligen Vater zu Rom die Lust anwandelte, einen deutschen Bischof zu weihen. Es war dies zum Beispiel bei Clemens August der Fall, der 1727 am 9. November im Dominikanerkloster der Madonna della Quercia bei Viterbo von Benedikt XII. die Handauflegung erfuhr. War die Zeremonie auch nicht gerade ein Geschäft, so war sie doch für Benedikt XII. sehr einträglich. Er erhielt von Clemens August ein goldenes Kreuz, sechs dergleichen Leuchter mit Juwelen geschmückt, einen Rosenkranz von seinen Perlen, wovon das Pater noster von Smaragden in Gold gefaßt, eine Medaille in Gold, ein Kreuz in Diamant und in Geld einen Wechsel von 24 000 Reichsthalern, auch ein Kästchen in Gold mit Reliquien der in Köln aufbewahrten Gebeine der hl. drei Könige verehrt.

Wie sehr die Kirche als Versorgungsanstalt des Adels galt, erweist sich nicht nur an der Persönlichkeit der Bischöfe und Äbte, die geradezu ausnahmslos ihm entnommen wurden. Die Domkapitel vor allem, die die Hirten zu wählen hatten, bestanden je länger je mehr nur noch aus Männern der blaublütigen Kreise. Immer enger schlossen sie sich als Mitglieder der feudalen Kaste ab, monopolisierten sie die Schätze der Kirche in der Hand weniger Familien. Bei der Wahl Joseph Clemens' wies das Kölner Kapitel in der überwiegenden Mehrzahl Namen regierender Geschlechter auf. Das alles war den Herrschaften bei weitem nicht genug. Auf dem Generalkapitel vom 19. Juli 1706 erinnerten „Dechant und sämtliche Kapitularen des Erz- und hohen Thumsstiftes zu Cöllen“ daran, „wie sorgfältig unsere liebe Vorfahren dahin gezeilt, damit die uralte Splendeur und Prärogative hiesiger hohen Thumsstiftes durch Nomination Auf- und Annehmung einiger zu denen fürst- u. gräflicher Edelpräbenden nicht genugsam qualifizierter Personen nicht in Abgang gerathen oder einermassen verdunkelt werden möchte.“ Sie beriefen sich auf das Generalkapitel vom 28. Februar 1655, in dem „heilfamlich statuiert“ sei, „daß unter anderen darin vermeldeten Requisitionen nicht allein erfordert werde, daß des Probantis Eltern u. Vorellern, u. zwar des Großvatters Großvater bereits als ein Churfürst- u. Graf u. Freyherrnstand im heil. römischen Reich geseßen u. dergestalt begitert gewesen, oder annoch seyn, daß selbige darenthalten zu Krach- u. Reichs-Tagen beschrieben worden, sondern auch die übrigen Collateral-Agnaten auch von Kaiser- u. Königs- u. Chur u. Fürsten, Graf u. Freyherrn-Stand gewesen und noch seyn.“ Sie beklagen, daß gleichwohl „einiger Mißbrauch auf's neue eingeführt, derselbe auch veruntzlicht dahero veranlaßt werden wolle, daß man sich eingebildet, die vorgemelte von des Herrn Probanten Großvatters Großvater her erforderete Qualifikation nur allein väterlichen, nicht aber mütterlichen Seiten nötig wäre, Ein solches aber für und an sich selbst zumahl irrig, da gemelte Statuten die Probation von Vater und mütterlichen Seiten erforderet und unsern alten Statuten und Brauch gemäß ist.“ Darum beordnen sie, „daß hinkünftig darauf fest zu ewigen Tagen gehalten werden, und Niemand, er sehe auch wer er wolle, aufgenommen oder auch nominirt werden solle, Er habe dann sich vorgedachter Mäßen durch klare unzweifelhaft Probationes von Vater und Mütterlicher Seiten

qualifiziert.* Wer dawider verstoße, solle für immer seines Vor- schlagrechtes verlustig gehen.

Der prachtliebende Clemens August, der unter den letzten Kölner Kurfürsten besondere Erwähnung verdient, stand vorwiegend unter französischem Einfluß. Sein ungleich wichtigstes Werk ist der Bau der Landstraße von Köln nach Bonn, die Bunnestrasse und teilweise die lange Meil genannt, die er mit 3537 Lindenbäumen bepflanzen ließ. In Münster begann er einen Kanal, von dem man sich für den Handel große Vorteile versprach, der jedoch nicht vollendet wurde. Bonn bedachte er mit den Lehrstühlen für Theologie und Rechtswissenschaft sowie mit dem Gyn- nasium Clementinum, Münster und Kaiserswerth dagegen mit je einem Zuchtbaus. Eine reiche Tätigkeit entfaltete er im Bau von Schlössern, von denen die von Brühl und Poppelsdorf die bemerkens- wertesten sind. Wie er den Handel begünstigte, so legte er im Dorfe Poppelsdorf Fayence-, Planelle- und „Savonerie“-fabriken an. Sein Hof war ein Sammelpunkt für bedeutende Künstler seiner Zeit; den berühmten Baumeister Lapotterie verschrieb er sich eigens zum Bau seiner Schlösser von Vordeau nach Bonn. Ward er von fürstlichen Personen besucht, so entfaltete er einen königlichen Aufwand. Im Jahre 1730 war der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. bei ihm zu Gast und bei dieser Gelegenheit war es, daß der nachmalige „Große Fritz“ auf dem Walle in Bonn eines kleinen Verzehens wegen von seinem Vater eine schallende Ohrfeige bekam. Wie verschwenderisch Clemens August zu wirtschaften verstand, zeigte er bei der Krönung seines Bruders Karl (VII.) zum deutschen Kaiser. Er ließ für die Feierlichkeit eine in Gold strotzende, aus 22 Stücken bestehende Kapelle in Lyon anfertigen; aus Silberstoff hergestellt und reich mit Gold gestickt, kostete sie an Arbeitslohn allein 62 000 Taler köln., eine für die damalige Zeit gewaltige Summe.

Sein Nachfolger war Max Friedrich aus dem schwäbischen Ge- schlecht der Königsegg-Rottenfels, das in Köln selber, namentlich am dortigen Domkapitel reich begütert war. Er verfügte jedoch bei weitem nicht über die Einkünfte seines Vorgängers, wie ihn auf der anderen Seite ein strengerer Sinn auszeichnete. Daher wohl das Sprich- und Volkswort: „Bei Clemens August trug man blau und weiß, da lebte man wie im Paradies. Bei Max Friedrich trug man sich schwarz und rot, da litt man Hunger wie die schwere Rot.“ Schon 1770 hatte er eine Verordnung zwecks Herabminderung der kirchlichen Festtage erlassen; als er nun gar die Güter des 1773 ausgehobenen Jesuitenordens zur Verbesserung des Bonner Gym- nasiums verwenden und zum Unterhalt desselben von den Klöstern eine regelmäßige Steuer erheben wollte, fand er fanatischen Wider- spruch. Wohl hieß es in seiner Aufforderung: „Meine übrigen Bürger zeugen und ernähren die künftigen Bürger, sie bezahlen Steuern und andere Abgaben; werdet ihr euch wohl weigern, zu einem so edeln Zwecke, wie der des Unterrichts und der Erziehung der Bürger ist, das Eurige beizutragen?“ Trotz- dem sah das Domkapitel hierin einen verfassungs- und wahl- kapitalisationswidrigen Eingriff und nahm sich der Sache an; es bedurfte erst eines Urtheils des Reichskammergerichts, bevor die geistlichen Volkserzieher nachgaben. Kaum mehr beliebt als Max Friedrich war sein Nachfolger, der bereits erwähnte Max Franz aus dem Hause Oesterreich. Seine Wahl verdankte er in der Hauptsache den Liebergriffen, die der preussische General von Wolffersdorf sich im Münsterischen zuschulden kommen ließ, wie dies in den Denkwürdigkeiten des damaligen preussischen Gesandten von Dohm ausdrücklich zugegeben wird. Daß Max Franz die Lortur ein- schränkte, das ländliche Schulwesen in etwas zu heben trachtete und zu der Eröffnung der 1786 nach den Plänen seines Vorgängers errichteten Bonner Universität die geschicktesten Lehrer berief — die Schriften einiger von ihnen fanden sich bald darauf auf dem Index, und in Rom schrie man über Jakobinismus — ver- mehrten nicht die Sympathien, die Domkapitel und Bürgerschaft für ihn hegten. Den Protestanten, denen der Senat ein eigenes Schul- gebäude innerhalb der Stadt verwehrt, stellte er eines seiner Schiffe für den genannten Zweck zur Verfügung. Der Senat konnte hier nicht hindernd eingreifen, da der Bischof auf dem Strom alle landesherrlichen Rechte besaß. Das Schiff lag neben dem Volkswall dicht am sogenannten Mählengassentor und mit ihm mußten sich die Protestanten tatsächlich bis zur An- kunft der Franzosen 1794 behelfen. Charakteristisch ist ferner ein Brief, den der Bischof am 30. März 1792 von Bonn aus an einen Pfarrer seiner Diözese richtete, ein Schreiben, das heute noch unseren Merksalen als Muster vorgehalten zu werden verdient und daher im Wortlaute wiedergegeben sein mag. Der Bischof schrieb: „Auf eure gehfte Anfrage um Erlaubniß, die in eurem Pfarrdistrikt wohnenden Protestanten bei ihrem Absterben auf den für die Katholischen geweihten Kirchhöfe begraben zu dürfen, ohnverhalten wir auch hiermit, daß ihr vorderamst eure Pfarrgenossen in eurem Predigten und Katechismus-Lehre dazu vorbereiten müßet, damit dieselben keinen Tumult erregen. Wenn ihr euch dessen aber hinlänglich versichert habt, so mögen Wir es aller- dings geschehen lassen, daß ihr die Protestanten, welche in eurem Pfarrdistrikt sterben, auf den gemeinsamen Kirchhof beerdigten laßet, wobei ihr jedoch, zur Verhütung aller Unordnungen, den Begräb- nissen selbst mit beizuwohnen habt. Wir vernehmen eure Be- mühungen, den Geist christlicher Duldung unter euren Pfarrgenossen zu verbreiten . . . und bleiben euch mit Gnaden gewogen.“

In den Anfang seiner Regierung fällt ein bemerkenswerter Vor- gang. Die in Köln ansässigen Lutheraner besuchten an Festtagen die

Kirche in Mülheim, die Calvinisten jene im Dorfe Frechen; 1787 machten sie einen neuen Versuch zur Erlangung freier Religions- ausübung. Der Senat, dessen Mitglieder sich einzeln insgeheim hatten bearbeiten lassen, gab dem Gesuche statt. Das Botum erregte bei der Bürgerschaft ungeheuren Lärm. Die 22 Zünfte, in die die kölnische Bürgerschaft zerfiel, traten zusammen und beschloffen einen feierlichen Protest, weil nach der Stadtverfassung der Senat über Fragen von solcher Wichtigkeit nicht beschließen könne ohne das Gutachten und die Zustimmung der Zünfte. In ihrem Protest- schreiben sagten sie: „Das ist den Protestanten nicht um eine Kirche und Schule, sie suchen den freien Handel, das Bürgerrecht und Teil- nahme am Senat. . . Unsere Kinder werden uns verfluchen, wenn wir ihr Gesuch zugeben. Nein das nicht! Alt Geld, alter Glaube, eine heilige Stadt!“ Dem Protest schlossen sich das Domkapitel, die Univeristät und der Klerus an. Aber der Senat gab den Vorstellungen kein Gehör, und als nun gar die Bestätigung des Beschlusses von Wien eintraf, kamte die Erregung der Spiehbürger keine Grenzen. Man versprach sich zu der Drohung, gewaltfam einzuschreiten, sollten die Protestanten mit dem Bau einer Kirche zu beginnen wagen. Die Zünfte taten dem Senat kurz und bündig zu wissen, sie würden eine jede zwei Vertreter wählen, und verlangten, der Rat solle mit ihnen gemeinsam eine neue Abstimmung vornehmen. Tatsächlich sah dieser sich ge- zwingen, dem Ungestim nachzugeben, und in einer kombinierten Sitzung des Rats mit den Abgeordneten der Zünfte stieß man das erste Dekret um. Als dies nach Wien berichtet ward, trug es dem Senate einen strengen Tadel ein und der Wiener Hof befahl die unbedingte Aufrechterhaltung und Durch- führung des ersten Beschlusses. Der Senat wagte jedoch nicht, dem Befehle nachzukommen, und beharrte in diesem Sinne nach Wien. Wirklich versammelten sich die Zünfte und trafen Anstalt, sich ge- waltfam zu widersetzen. Die Protestanten, hierbon zeitig unter- richtet, hatten Anlaß, den Ausbruch der Volkswut zu fürchten. Sie überreichten daher dem Senat einen notariellen Akt, in dem sie auf das nachgesuchte Recht vorderhand verzichteten und baten, von weiteren Schritten Abstand zu nehmen. Ebenso wie eine Schule erhielten sie Religionsfreiheit erst, als die französische Revolution mit der Klein- staaterei des linken Rheinufers auch die der „heiligen Stadt“ vom Boden segte. — S. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

es. Im Lichthof des Kunstgewerbemuseums sind die Arbeiten des kürzlich verstorbenen Prof. G. Ewald, der Lehrer am Museum war, ausgestellt. Die Ausstellung ist auch dem Abendbesuch zugänglich. Angesichts dieser Arbeiten kann man allgemeine Bemerkungen nicht unterdrücken. Man mag es als persönliche Sache betrachten, daß der Verstorbene an vergangenen Stilen so offensichtlich Gefallen fand und sich in Nachahmungen dieser Stile nicht genug tun konnte. Aber es bleibt die Frage offen, wie solch ein Mann, dem wie seine Arbeiten zeigen, jedes natürliche künstlerische Gefühl abging, als Lehrer be- rufen werden konnte. Es richtet sich dieser Vorwurf nicht gegen die Person. Denn jeder Mensch mag tun und lassen, was er will, und wenn einem Künstler die Vergangenheit alles, die Gegenwart nichts bedeutet, so mag man das hingehen lassen. Aber wie solch ein Künstler dann an eine leitende Stelle berufen werden kann, ist un- faßlich. Was helfen alle Reden und Programme, wenn der Nachwuchs solchem Erzieher überantwortet wird, der ihn nur auf Stilkopie und Nachahmung vertreibt und die Natur ganz zurücksetzt.

Der ganze Lichthof ist voll von Arbeiten, von denen jedes einzelne Blatt in erschreckender Deutlichkeit die künstlerische Unfähig- keit zeigt. Einmal ist es die Renaissance, die ausgebaut wird, dann das Rokoko, und so geht es weiter. Was verlangt wird, wird gemacht. Die Kunst sinkt unter das Handwerk hinunter.

Zweifellos ist ein gewisses Können hinter dieser Nachahmungs- sucht. Die äußere Gebärde, die Stilmerkmale werden mit Routine verwandt und die Ornamente stilgerecht gemischt. Auf Füßer werden leichte, tanzende Kokosfiguren gesetzt, Fayencen sehen aus, als wollten sie alte Originale sein, für Grabdenkmäler erscheinen ernste Engel, und auf Gobelins werden die üblichen blaffen Gestalten an- gebracht, und als Fresko erscheint die bekannte sitzende Gestalt mit einem Buch oder ähnlichem Symbol. Die wenigen Skizzen nach der Natur zeigen eine beinahe kindliche Unbeholfenheit. Dieser Lehrer hätte selbst erst lernen sollen. Nur ein flüchtig hingeworfener weiblicher Kopf, dem die skizzenhafte Unfertigkeit einigen Reiz ver- leiht, erscheint einigermaßen künstlerisch belebt. Diese Blumen aber, diese Häuser und Porträts sind denkbar unnatürlich, schwer und unbeholfen.

Daher bedeutet eine solche Ausstellung keine Pietät für den Toten, für das Museum ist sie eine Blamage. Es wird Leute geben, die werden sagen, daß solch ein Mann, der die Stile so sicher beherrscht, daß er als ein wandelndes Stilkompendium erscheint und jederzeit wie ein Automat das verlangte Ornament aus dem Vermal schüttelt, vielleicht kein originaler Künstler war, aber dennoch einen guten Lehrer abgab. Allerdings, wenn es darauf ankommt, die Schüler zu belehren, wie sie geschickt von der Vergangenheit zehren können, ohne sich selbst um die Kunst zu mühen, dann mag solch ein Mann zum Lehrer geschaffen sein. Leider sehen unsere Lehranstalten in solchen Hinweisen die Quintessenz des Unterrichts. Sie züchten die Schüler, die man scharenweise in den Bibliotheken sitzen sieht, wie sie Mapper voller Stilammlungen ausplündern und ein Ragout aus allerlei Vergangenheit zusammenbrauen.

Aber es bleibt das Bestehen: nicht der ist ein guter Lehrer, der die Schüler zu gelehrigen Kopisten erzieht. Gerade in der Kunst muß dieses Erfordernis zuerst erfüllt sein: der Lehrer muß selbst ein lebendig fühlender Künstler sein. Denn gerade hier kann eigentlich nichts Positives, Musterhaftes gelehrt werden, sondern das Vorbild allein erzieht. Der Schüler muß den Charakter herausfühlen, das Temperament, und der eine einzige Moment, wo er dies bei dem Lehrer klar erfährt, lehrt ihn mehr, als eine ganze Anzahl Stunden, in denen er sich mühselig über die unseligen Stillwerke beugt, die meist das Arbeitswerk solcher Lehrer darstellen.

Mag vor zehn, zwanzig Jahren diese Art erklärlich gewesen sein, heute ist sie ein lächerlicher Zwang. Nicht die Person kommt hier in Betracht, sondern die Sache. Und um der Sache willen — denn ganze Generationen werden durch solchen Unterricht mißleitet, und die gelehrigen Schüler kommen nachher wieder in leitende Stellungen oder treten in ausübende Gewerbe ein — muß deutlich und klar gesagt werden, daß solche Arbeit den ärgsten Mißbrauch der Kunst darstellt. Sie tötet und ersticht das eigene Empfinden, ja, sie vernichtet die Kunst selbst. Denn sie leitet nicht hin zum eigenen, natürlichen Sehen, sondern zum Diebstahl an fremden Stilen. Ein Museum, das solche Arbeiten ausstellt, verrät die Kunst und stellt sich selbst bloß. Denn es stattet das vielleicht vor Jahren erklärliche Prinzip noch mit Autorität für die Gegenwart aus. Freilich — es wird ja auch heute noch der Unterricht in gleicher Weise betrieben. —

v. Luigi Tarisio, der Geigenmacher. Als und zu Begegnung man in den Tagesblättern der Nachricht, daß hier oder dort eine alte italienische Geige für einen erstaunlich hohen Preis verkauft worden ist. Man hat sie bei irgend einem Trödler entdeckt, ein Kenner hat das Werkstück seiner Verborgenheit entrisen und hat dafür ein kleines Vermögen eingekauft. Manchmal ist es wahr, manchmal aber auch nicht, zum Schaden der musikalischen Welt. Das liegt einmal daran, daß die echten Meistergeigen sehr selten sind, und dann ist der geliebte Kennerblick fast noch seltener, selbst bei Leuten, die sich etwas auf ihre Kennerchaft zugute tun. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich erzählen, daß vor einigen Monaten einem solchen Kenner eine alte Geige, wie er sie eben reinigen wollte, für hundert Mark unter den Händen weg gekauft worden ist. Der Käufer, ein Beamter, wußte natürlich auch nicht, was er eigentlich gekauft hatte. Da die Geige in zwei Stücken war, mußte sie ausgebessert werden, und wurde dann von dem Geigenmacher und einigen gebildeten Musikern als eine Geige des Josef Guarneri festgestellt.

Als ich das hörte, mußte ich an Luigi Tarisio, den Zimmergesellen, denken. Dem durfte die Geige nicht ungekannt aus den Jüngern gekommen sein. Wer war Luigi Tarisio? Wie gesagt, ein Zimmergeselle, ein Proletarier, nebenbei aber ein gewiegter Geigenkenner, dem wir viele echte Mustergeigen verdanken. Denn ohne ihn wären sie sicher zu Grunde gegangen.

Nach um 1700 war die Kenntnis der italienischen Geigenbaukunst äußerst spärlich, 50 Jahre später jedoch in allen Ländern verbreitet. Dies verdanken wir größtenteils einem unternehmenden Manne, der, mit der feinsten Beobachtungsgabe ausgerüstet, eine Menge von Perlen der italienischen Geigenmacherei ans Licht und unter das Publikum brachte. Es war der genannte Luigi Tarisio, ein Italiener, der Sohn armer Eltern, denen Musik und musikalische Instrumente ganz unbekante Dinge waren. Der junge Tarisio erlernte die Zimmerei und arbeitete mit Unberdroffenheit, wenn auch nicht mit Liebe. In seinen Mußestunden unterhielt er sich damit, auf einer gewöhnlichen Geige einige Fertigkeit zu erwerben. Da er ein feines musikalisches Gehör besaß, gefiel ihm seine erste Geige bald nicht mehr, und in seinem Bestreben, eine bessere zu erwerben, erwachte in ihm die Liebhaberei, und damit war der Grund gelegt zu seiner späteren so ungewöhnlich großen Kennerchaft. Er studierte alle Geigen, die in seinen Bereich kamen, und beobachtete deren Merkmale mit scharfem Auge. Seine Leidenschaft für Geigen verleidete ihm sein eigentliches Handwerk, und als er merkte, daß sie Gegenstand allgemeinen Verlangens wurden, beschloß er, seinen Lebensunterhalt durch den Handel mit alten Instrumenten zu verdienen.

Mit geringen Mitteln versehen und in armseliger Tracht durchwanderte er die Dörfer Italiens, oft vom Hunger gezwungen, für ein paar Pfennige seine Kunstleistungen auf der Straße zum besten zu geben. Sein Vorrat bestand in einigen alten Geigen von geringem Wert. Wo er nur konnte, suchte er sich bei den Einwohnern auch des kleinsten Ortes einzuschmeicheln und beliebt zu machen, so daß es ihm leicht gelang, bei ihnen zu erfahren, wer eine Geige besaß. Damals befanden sich eine Menge der schönsten Instrumente in den Händen von Leuten, die keine Kenntnis von deren Wert hatten und dem reisenden Hausierer oft gern ein unbezogenes Exemplar erster Güte gegen ein gewöhnliches, aber spielbares Instrument überließen. Als Holzarbeiter fiel es Tarisio auch nicht schwer, schadhafte Geigen wieder in Ordnung zu bringen, und so besuchte er die zahlreichen Wälder, in denen immer ausgezeichnete Geigen zu finden waren, die ihm gern zur Reparatur übergeben wurden. Er tat dies weniger, um sich dadurch etwas zu verdienen, als um seine Kenntnisse zu vermehren und sich Bezugsquellen für die Zukunft zu merken.

Als Tarisio auf diese Weise manche gute Fiedel in seinen Besitz gebracht hatte, beschloß er im Jahre 1827 mit einigen Geigen zweiten

Ranges zu Fuß nach Paris zu reisen. Er paarte seine Ware auf den Rücken und begab sich nach der französischen Hauptstadt, wo er vor dem ersten besten Laden eines Geigenmachers Halt machte. Der Inhaber schloß aus dem schätzbaren Aussehen des Mannes, daß dieser den Wert seiner Ware nicht kenne, wunderte sich jedoch über die Höhe seiner Preisforderung, und erst nach langem Feilschen wurden sie einig. Da er seine Preise bei diesem Geschäft bedeutend herabmindern mußte, ging Tarisio unzufrieden nach Italien zurück, indem er glaubte, den Wert seiner Instrumente für den Pariser Markt überschätzt zu haben. Gleichwohl entschloß er sich später zu einem zweiten Versuch und fand in Guillaume, Thibout und Chanot entzückte Bewunderer seiner Ware und zugleich bereitwillige Abnehmer, die mit dem Gelde nicht kargten.

So reiste er lange Jahre nach Paris und London und brachte eine sehr große Menge der prächtigsten Instrumente in die Hände von Leuten, die sie zu würdigen verstanden.

Tarisio war aber nicht nur ein großer Händler, sondern ein noch weit größerer Liebhaber. Als einst ein prachtvolles Gespann in Paris an ihm vorbeifuhr, äußerte er, daß er viel lieber eine Stradivari besitzen möchte, als zwanzig solcher Gespanne. Hatte er ein Meisterstück verkauft, verlor er es nie aus den Augen und wartete eine günstige Gelegenheit ab, es wieder in seinen Besitz zu bringen.

Zu Hause führte er das Leben eines Einsiedlers, niemand durfte seine Wohnung an der Porto Lenaglia in Mailand betreten. Violinen waren sein alles auf der Welt. Als einst einige Tage vergingen, ohne daß sein Nachbar sein Ausgehen bemerkte, wurde auf Befehl der Behörden die Türe zur Wohnung des geheimnisvollen Mannes erbrochen. Sein ganzes Mobiliar bestand aus einem Tisch, einem Stuhl und dem Lager, auf dem der tote Tarisio lag. Die ganze Wohnung war aber mit den wertvollsten Instrumenten gleichsam vollgepfropft. Diese ganze Sammlung wurde von dem bekanten Pariser Geigenmacher Guillaume käuflich erworben.

Humoristisches.

— Vor Gericht. Richter: „Wie konnte denn nur diese wüste Kauferei entstehen?“

Angellager: „Na, Herr Richter; sagen Sie einmal zu dem Herrn Staatsanwalt „Lump“, der schreit „Spießhüb“... da wollen wir einmal sehen, ob Sie nicht auch im Handumdrehen unter dem Tische liegen.“ —

— Im Theater-Restaurant. Gast: „Was gibt's denn heute, Jean?“

Kellner: „Oben „Die Jungfrau von Orleans“, hier unten „Leberknödel mit Sauerkraut!“ —

— Kleines Mißverständnis. Fremder (zum Wirt in einem bairischen Dorfe): „Hören Sie, hier gefällt mir's, ich würde wohl gern ein paar Wochen bei Ihnen bleiben; aber wie steht's mit den Pensionspreisen?“

Wirt: „Pensionspreiß'n? Da können S' ganz ruhig sein, wir hab'n hier überhaupt gar koane Preiß'n net, net amol pensionierte!“ — („Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Die erste buddhistische Zeitschrift in Europa ist „Der Buddhist“, eine deutsche Monatschrift für Buddhismus, die von Karl B. Seidenstücker in Leipzig herausgegeben wird. Das erste Doppelheft (April—Mai) liegt bereits vor. —

— Die Londoner Zeitungsverlagsfirma Harmsworth, Besitzerin der „Daily Mail“ und 40 anderer Zeitungen und Zeitschriften, hat jetzt auch das seit 114 Jahren bestehende Sonntagsblatt „Observer“ angekauft. —

— Theaternachrichten. Max Reinhardt ist Direktor des Deutschen Theaters geworden; die Direktion des Neuen Theaters behält er vorläufig bei. — Unter Leitung von Raing werden im Juli Mitglieder des Wiener Burgtheaters im Berliner Theater an zwölf Abenden Werke des klassischen und modernen Repertoires zur Aufführung bringen. — „Der Eckfag“, ein dreiaktiges Lustspiel von Bruno Köhler, ist vom Deutschen Volks-Theater in Wien angenommen worden. — „Die Brüder von St. Bernhard“ von Anton Dorn und „Die große Leidenschaft“ von Raoul Auernheimer werden in der kommenden Spielzeit in Paris zur Aufführung gelangen. —

— Die Pariser Akademie bewilligte in ihrer letzten Sitzung einen Preis von 4000 Frank an Capus für sein Stück „Unsere Jugend“, ebenfalls 4000 Frank erhielt Marcel Prevost für sein Drama „Die Schwächte“. Henri Bataille wurden für sein auch in Berlin aufgeführtes Drama „Auferstehung“, nach dem gleichnamigen Roman von Tolstoi, 2000 Frank zuerkannt. —

— Bei dem Wettbewerb für den Rathaus-Neubau in Reiz erhielten den ersten Preis (4000 M.) die Architekten Theodor Veil und Martin Elsaßer in München; für den zweiten Preis (3000 M.) ist der Name des Entwurfes des Preisträgers noch unbekannt, da keine Adresse beigefügt war; den dritten Preis (2000 M.) erhielt Hermann Buchert, Assistent der Technischen Hochschule in München. Eingegangen waren 43 Entwürfe. —